



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Luise Hensel**

**Binder, Franz**

**Freiburg, 1885**

30. Wanderungen nach Berlin und Regensburg. Frau Marie Schmidt.  
Savigny. Bei A. Diepenbrock. Zeitbetrachtungen. (1856 - 1860.)

**urn:nbn:de:hbz:466:1-27634**

### 30. Wanderungen nach Berlin und Regensburg.

(1856—1860.)

Frau Marie Schmidt. Savigny. Bei A. Diepenbrock.  
Zeitbetrachtungen.

So lange Professor Hensel lebte, richteten sich die Wanderungen der Schwester am häufigsten nach Berlin, wo sie dann theils in der Stadt selbst, theils bei ihrer Schwester Minna in dem Waisenstift zu Pankow verweilte. Das Leben in dem Geräusch einer großen Stadt war zwar jetzt weniger als je nach ihrem Sinn, aber ihre Selbstverläugnung kam ihrer Liebe gleich. „Der Winter in dem unruhigen Berlin“, äußert sie 1855, „wird mir noch schwer genug werden, doch halte ich es für eine Pflicht der Liebe, der ich nur meine Behaglichkeit aufzuopfern habe.“

Da auch die alten Freunde dort während ihrer Anwesenheit Ansprüche geltend machten, so pflegte sich ihr Aufenthalt daselbst in der Regel weit über die angelegte Frist zu verlängern. Die Herzengüte, das Bewußtsein, Andern Freude zu bereiten, siegte dann jedesmal über die Sehnsucht nach Ruhe und Einsamkeit.

Unter diesen Freunden befand sich eine ehemalige Schülerin, an deren Lebensgeschick sie treuen Antheil nahm: die seit 1852 Wittwe gewordene, durch herbe Schicksalsschläge heimgesuchte Frau Geh. Rath Schmidt, deren Mädchenname M. Everken uns aus der Nachener Zeit her bereits bekannt ist. Als Luise im Frühjahr 1856 durch Berlin reiste, erfüllte sie ein Liebeswerk, indem sie die kurze Zeit ihres Dortseins (zwei Wochen) zwischen ihrer Schwester auf dem Lande und dieser geprüften Frau theilte: „meiner armen guten Geh. Rätthin Schmidt, die im vorigen Jahre die Krone ihres Hauses, ihren ältesten sehr frommen und liebenswürdigen Sohn verlor, der auf der Rückkehr von einer wissenschaftlichen Reise im Meer ertrank. Ich

weiß nicht," fügt sie an Apollonia bei, „ob Du Dich dieser Marie Everken, einer Paderbornerin, von St. Leonhard her noch erinnerst. Sie ist eine meiner liebsten und ausgezeichnetsten Schülerinnen, eine Mutter und Hausfrau, wie nur die Kirche sie geben kann. Jedenfalls werde ich Dir schon von ihr erzählt oder geschrieben haben" (17. Juli 1856).

In der That eine ächte, ihrer würdige Schülerin, von einem ebenso selbstlosen als liebenswürdigen Charakter, zugleich eine Zierde und Stütze des katholischen Gemeindelebens in Berlin. Mit nie ermüdendem Opfersinn widmete Frau Marie Schmidt († 30. Nov. 1882) ihre Kräfte den Werken der Nächstenliebe, den Zwecken kirchlicher Vereinsthätigkeit, und namentlich die katholischen Waisen der Hauptstadt durften sie als eine wahre Mutter verehren.

In einem ähnlichen Falle weilte Luise wieder als Trösterin um diese brave Frau im Jahre 1859, als dieselbe den Verlust ihrer einzigen Tochter, eines Mädchens von 14 Jahren, der letzten Hoffnung und Stütze ihres Wittwenalters, zu betrauern hatte und sich nun doppelt nach der bewährten Freundin sehnte.

Wo es Trauernde zu trösten gab, da fand man sie bereitwillig und mit dem ganzen Reichthum ihres Gemüthes zur Stelle. Das bewies sie um die gleiche Zeit ihrem ersten Zögling, Freiin Josephine von Werther, beim Tode ihres Vaters, des Ministers von Werther, der in der Würde eines Oberst-Marschalls am 7. December 1859 seine Tage beschloß. Fräulein von Werther gedenkt in Dankbarkeit ihres tröstenden Beistandes und kann „nicht genug wiederholen, wie wohlthuend ihre liebe Gegenwart in dieser Trauerzeit gewesen“.

Nach der Heimkehr kann Luise selbst nicht verhehlen, daß es eine schwere Zeit in Berlin gewesen, da sie einen Zeitraum von sieben Wochen hindurch fast nur mit Tieftrauernden zu thun gehabt und dazu bei den vielen Gängen im schlechtesten

Wetter sich eine heftige Grippe zuzog. „Doch war es gut, daß ich einigen betrübten Herzen beistehen konnte.“<sup>1</sup>

Vor Allen aber war es in Berlin Frau von Savigny, die Gemahlin des berühmten Rechtslehrers und zeitweiligen Ministers, Brentano's Schwester Kunigunde, welche Fräulein Hensel in ihre Umgebung zu ziehen, ja, wenn es möglich gewesen wäre, für den Rest ihrer alten Tage an sich zu fesseln wünschte. Mündlich und schriftlich wiederholte sie ihre dringliche Bitte. Man kann nicht liebenswürdiger und zugleich geradherziger schreiben, als es Frau von Savigny in ihren Einladungen thut; und als sie ihr die Zusage baldigen Kommens entlockt, freut sich die alte aber noch jugendlich lebhafteste Frau „unaussprechlich auf ihr Zusammenleben unter einem Dache“; denn sie sei „von Haus aus ein liebebedürftiges Geschöpf“. „Bitten Sie den lieben Gott,“ schreibt sie 2. Juni 1855, „daß er Sie nie bereuen läßt, mir durch Ihr Versprechen eine solche Freude gemacht zu haben. Die liebe Olfers freut sich auch schon gar sehr auf Ihr Hiersein . . . Wir zwei wollen uns recht gut vertragen und ich mich recht glücklich fühlen, mit Jemand so meine innigen Herzensgedanken theilen zu können. Gott segne Sie, erhalte Sie gesund und in guter Gesinnung gegen Ihre Savigny.“ Ein späteres Briefchen schließt sie mit den ihr gerades Wesen charakterisirenden Worten: „Die wärmsten Grüße von all den Meinigen und von mir, nebst der Bitte, mir zuweilen etwas von Ihnen zu schreiben. Ihre Savigny. So heiße ich, aber nicht immer, wie Sie zu schreiben pflegen, Excellenz. Ich bin leider nichts weniger als excellent.“

Von 1857 bis 1862 kam Luise Hensel jedes Jahr dahin, im Jahre 1859 sogar zweimal, im Frühjahr und gegen den Winter; das freundliche Gastzimmerchen stand jederzeit zu ihrer

<sup>1</sup> An Frau C. Schülgen. Wiedenbrück, 9. Jan. 1860. Vgl. auch Schlüter 119.

Aufnahme bereit. Am längsten weilte sie dort im Winter 1857—58, wo sie über vier Monate, von October 1857 bis März 1858, bei der Familie Savigny verbrachte. Ihre gewohnte Thätigkeit, namentlich die Arbeiten für kirchlichen Schmuck wurden auch in Berlin fortgesetzt, ja sie dienten sogar als Anziehungsmittel für ihr Kommen, wie Luise in einem Brief an Apollonia Diepenbrock bekennt. „Gewiß“ — antwortet sie auf eine Zuschrift dieser Freundin — „werde ich die lieben Ursulinerinnen ferner besuchen . . . Daß ich für ihr armes Kapellchen, wie für die barmherzigen Schwestern, von den Staatskleidern der guten alten Ministerin Meßgewänder machen soll, hat nicht wenig dazu beigetragen, daß ich den Bitten, eine Zeitlang (sie wollte Anfangs Lebenslang) bei ihr zu bleiben, nachgegeben; denn sonst werden diese alten Prachtkleider, die ich zum Theil wol früher an ihr gesehen, wol nie zu Meßgewändern werden. Die guten Nönnchen werden sich Deines lieben Grußes freuen.“

Nebenzu sollte sie der hochbejahrten Frau „Schreiberdienste thun bei den Erinnerungen, welche die gute alte Gunda über ihre vielen ausgezeichneten Geschwister gern noch verzeichnet wissen möchte. Sie und die Schwester in Frankfurt sind die letzten der zwölf Geschwister Brentano's“ (5. October 1859. Schlüter S. 116). Ihre Gegenwart brachte überhaupt Leben und Erheiterung in den seit der Versorgung der längst in Amt und Würden stehenden Söhne etwas enger gewordenen Kreis, in dem sich übrigens Abends oft „sehr ausgezeichnete Leute“ zusammenfanden; und wenn sie wieder von dannen zog, wurde „der gute freundliche Hausgeist im alten Savigny'schen Hause“, wie Frau v. Massow sie nennt, von allen, die mit dem Hause verkehrten, gar sehr vermisst.

Herr v. Savigny war Luise nicht minder zugethan als seine Gattin; verschiedentliche Billete des berühmten Mannes und Nachschriften zu den Briefen seiner Frau zeugen davon. Eine dieser Nachschriften enthält die wenigen aber vielsagenden

Worte: „Obgleich sehr unbehilflich durch mancherlei Leiden, muß ich Ihnen doch noch sagen, wie lebhaft ich Ihrer in herzlicher Liebe und Treue, und in Dankbarkeit für Ihren lieben Besuch gedenke. Sie haben mir sehr wohl gethan, aber das habe ich mit vielen Menschen gemein. Gott lohne es Ihnen“ (9. April 1858). Auch die Söhne des gefeierten Mannes würdigten diese Hingebung und empfanden mit dankbarer Gesinnung, was Luise Hensel in diesen letzten Jahren ihren Eltern geworden. Noch im August 1874, zwei Jahre vor Luisens Tod, schrieb ihr der Geh. Rath Karl Friedrich von Savigny aus Frankfurt am Main: „Meine Frau bewahrt Ihnen eine treue und dankbare Verehrung. Daß wir nie vergessen werden, wie liebevoll Sie für meine seligen Eltern gewesen, daran zweifeln Sie gewiß nicht. Unsere Verbindung mit Ihnen beruht eben auf ererbter und erprobter Wahlverwandtschaft in Christo.“

In diese Kreise brachte das Jahr 1859 mit seinen politischen Verwicklungen, dem österreichisch-italienischen Krieg und was in seinem Gefolge kam, die lebhafteste Aufregung, welche mit der Zeit um so schmerzhafter sich anließ, je deutlicher die bundesfeindliche Stellung der preußischen Regierung zu Tage trat. Der preußische Patriotismus unserer Dichterin wurde dadurch auf eine schwere Probe gestellt. Ein nicht geringer Trost war es ihr, daß ihr Bruder in dieser Frage ihre großdeutsche Gesinnung theilte. Die Bundestreue hochhaltend, wäre er am liebsten selbst mit in den Krieg gezogen.

Herz und Sinn waren mit Spannung nach dem Süden gerichtet. Und so drängte es sie doppelt, die alte Freundin in Regensburg wieder einmal aufzusuchen und in schwesternlichem Austausch sich gegenseitig aufzurichten.

Seit dem letzten Wiedersehen waren bereits fünf Jahre verflossen; ein Versuch, die Freundin zu einem Zusammentreffen am Rhein zu bestimmen, hatte keinen Erfolg gehabt, so verlockend auch die Schilderung lautete, welche Luise von einer

gemeinsamen Wallfahrt nach all den lieben Orten, an denen sie einst mitammen geweiht, entworfen hatte. Wohl aber mahnte und drängte Apollonia seitdem zu einer Wiederholung des Besuches im Bayerland. Und im Sommer 1859 sollte ihr Wunsch erfüllt werden.

Lassen wir Luise Hensel selber sprechen, denn ihre Worte sind zugleich eine Charakteristik ihrer selbst.

Wiedenbrück, 24. Mai 1859.

Meine geliebte Appel! Daß ich Deinen lieben Brief vom 31. März noch nicht beantwortete, hat nur seinen Grund in der Unmöglichkeit, über die Zeit meines Kommens bis jetzt etwas Näheres bestimmen zu können. . . . Da kommt nun dein liebes herziges Brieschen vom 17. d. M., das ich Dir gern gleich beantwortet hätte im Augenblick des Empfangs, ich hatte aber meine große Winterwäsche zu beseitigen am Samstag, weil wir auf gestern und heut morgen unsern Theil an der ‚Ewigen Anbetung‘ hier in unsrer Pfarrkirche haben. Von heut früh bis morgen früh ist nun das schöne Fest in St. Vit (wo wir mal in unsrer Jugend mit der Procession gingen durch den schönen Eichenwald, wo die Glocken in einem Baum hingen), und dahin muß ich natürlich auch wandern, obgleich mir jetzt ein halbstündiger Weg schon schwer wird. Ich schreibe Dir nur in Eil und verspare mir das Mehrste und Beste auf mündlich, so Gott will; denn den Besuch bei meinem lieben Neppelchen habe ich keineswegs aufgegeben, wie viel mir auch in dieser Hinsicht in die Quere kam und noch kommen will.

Grade eben weil die Zeiten trübe und drohend sind, müssen sich die Gleichgesinnten zusammenschaaren und ihre Fahne hochhalten. Ich weiß, wir gehören zu einer und derselben Schaar und kennen unsern unüberwindlichen Feldherrn wohl, der uns zu keiner Stunde verlassen wird. Suchhe! vor wem sollten wir uns denn fürchten? Ich weiß nicht, ob Du eine curiose Eigenschaft an mir kennst, die Andern oft zum Anstoß geworden und mir von ihnen als Leichtsinns oder Herzlosigkeit ausgelegt

ist, mir aber in mancher Gefahr und Noth geholfen hat; ich kann sie daher nicht für etwas Böses halten. Ich meine nämlich den Hang zur Lustigkeit und zum Lachen, wenn es draußen recht trübe und drohend aussieht und Alles verzagte Gesichter macht. Laß nur Alles drunter und drüber gehen, Appelfen, es wird so schlimm nicht werden, denn der alte Gott lebt noch und hilft zur rechten Zeit. Daß Er uns straft, ist ein sehr gutes Zeichen, denn Er will uns artig haben, damit Er uns ewig Gutes erweisen kann. Laß uns nur für die Seelen beten, die durch den Krieg so plötzlich in die andre Welt befördert werden. Ich denke dabei öfters an ein Wort Sneyenau's, der mir in meiner Jugend einmal sagte: „Glauben Sie nur: eine Soldatenseele geht nicht leicht verloren, wenn der Tod sie vom Schlachtfeld holt, denn ich habe die leichtsinnigsten Bursche ihre Rechnung mit Gott in der Stille abschließen sehen, wenn sie ins Feuer marschirten.“ Hoffen wir demnach auch selbst noch für Viele, die auf der Seite der Hölle stehen, selbst wenn sie dessen sich bewußt und dazu gewillt sind. Die letzte Stunde ist oft besser als das ganze Leben war, denn der Tod ist der beste Bußprediger der Welt. Doch ich komme ins Schwätzen und habe gar keine Zeit dazu; Du weißt das ja auch besser als ich . . .

Ich muß mich nun noch ein wenig rüsten und habe in Münster noch etwas Nothwendiges, nicht länger Aufschiebbares zu thun, das ich, so Gott will, in der nächsten Woche abmachen will, dann komme ich wieder [hierher] und hoffe kurz vor Frohnleichnam, wenn Dir's so recht ist, bei Dir zu sein, möchte dann jedenfalls die schöne Oktave bleiben, und wir wollens dann überlegen, ob Altötting nicht am Ende doch noch möglich wäre<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Apollonia hatte geschrieben, daß sie eine Wallfahrt nach Altötting machen wolle, wohin von Salzburg aus auch Frau Phillips kommen würde. „Dann wollen wir recht beten, und uns auch noch einmal menschlich recht lieben und freuen“ (6. Febr. 1859).

Adieu mein Neppelken! Gott gebe, daß wir uns fröhlich wiedersehen. Bete für Deine alte nichtsnütige Luise.

Wiedenbrück, 7. Juni 1859.

Mein liebes Neppelken! Als ich gestern Abend nach zehntägiger Abwesenheit von Münster und Umgegend zurückkehrte, fand ich Dein liebes Briefchen und Geschenk; ich danke innigst, liebes Herz, und bitte, Gott wolle Dir alle Liebe lohnen. Wenn es in meiner Macht gestanden hätte, wäre ich schon lange bei Dir; ich mußte aber erst diese Reise machen, theils weil Bertha Fontanes, die jetzt dort lebt, bedeutend krank sein sollte, theils weil ich mit einem alten Geistlichen (Freund vom sel. H. Overberg, Stolberg &c.) noch über unsere liebe Emmerich (wie ich P. Schmöger versprochen) und über einiges Andere zu sprechen hatte. Mündlich sollst Du, so Gott will, Alles hören. Ich rüste mich nämlich jetzt eiligst zur Reise, die ich über Paderborn am direktesten zu Dir richte. So Gott will, reise ich nächsten Freitag Mittag (heute ist Dienstag) ab. Die beiden Pfingsttage werde ich dann in Paderborn zubringen, da ich Dein liebes gastliches Dach vorher nicht mehr erreichen kann; und in Paderborn und der Gegend von Brakel, wo mein Weg mich vorüber führt, habe ich noch Dinge, die mir sehr wichtig sind und die Du mündlich erfahren sollst, abzumachen, auch meinen jüngsten Pflegsohn, Franz Bartmann, der dort in der Nähe Oekonomie lernt, zu sehen. Ich werde also, wenn ich den folgenden Sonntag nicht unterwegs sein will, was mir Unrecht scheint, wol erst am Montag den 20. von dort aufbrechen können und am 21. oder 22. bei Dir eintreffen.

Ich freue mich innigst auf unser Beisammensein. Möge Gott es segnen! Laß uns in dieser heiligen Zeit doch besonders um den Geist des Rath's und der Stärke und der Furcht des Herrn für die Regierungen (besonders auch für unsere) beten. Es wird immer verworrener und drohender, aber Gott, der

Herr der Heerschaaren, regiert die Welt, und daß das Schifflein Petri nicht untergehen kann, wissen wir auch. Zur rechten Stunde wird der Arm Gottes eingreifen, daß hin ich gewiß. Daß ich für das österreichische Heer jetzt besonders bete, versteht sich von selbst; möcht ich's so können, wie unsere liebe selige Emmerich! — Von Münster bringe ich viele Grüße von den Deinen und ein Nadelkissen von der Clarissin. Innigst Deine alte Freundin Luise.

Die Reise wurde ausgeführt, und Luise blieb nahezu zwei Monate in Regensburg. Sie machte mit Apollonia auch die geplante Pilgerfahrt nach Altötting, dem Gnadenort, wo seit Jahrhunderten Bayerns Fürstenhaus und Volk in allen Nöthen Trost gesucht, und verlebte im schwesterlichen Zusammensein mit der geliebten Freundin und ihrem kleinen fromm gemüthlichen Kreis wiederum glückliche, an Herzenserhebung reiche Tage.

Die Freude wäre eine ungetrübte gewesen, wenn nicht „die überaus traurige Wendung der Weltbegebenheiten sie geistig so unbeschreiblich gequält hätte“ — der Ausgang des Krieges in Italien nämlich.

„Es ward mir unsagbar schwer und wird es mir noch,“ äußert Luise im Herbst 1859 gegen Schlüter, „mich darein zu finden, daß so viel Niedertracht auf der einen, so viel Dummheit und Kurzsichtigkeit auf der andern Seite ausgeübt werden, und daß man sich das muß gefallen lassen, weil der Unhold an der Seine das für sich vortheilhaft findet. Nun, Gott will die Welt durch ihre eigenen Sünden und Thorheiten strafen; wir müssen es leiden und können nur um die rechte Gesinnung bitten, damit das zeitliche Leiden — und wenn's sein muß, unser Untergang — uns zum ewigen Heil gereichen mögen.“

Um die Mitte Augusts befand sie sich wieder auf der Rückreise, welche sie über Wiesbaden, wo sie von einer Tochter ihrer seligen Freundin Beez erwartet wurde, den Rhein hinab machte. In Köln wollte sie drei Tage bei ihren dortigen Pflegekindern

bleiben, fand aber den treuen Ohm und Vormund derselben zum Tod erkrankt, und mußte nun — so gebot es ihre opferwillige Anhänglichkeit — ebenso viele Wochen bleiben. „Da ich in meinem Leben viele Kranke gepflegt und an manchem Sterbebett gekniet habe, sah ich wol, daß dem Kranken, dessen Leben noch so höchst nothwendig ist für Viele, durch Arzt und Apotheker nicht mehr zu helfen und daß er von ihrer Seite auch völlig aufgegeben sei. Ich hatte von dem Wasser, welches aus dem Brustbein der hl. Walburgis zu Eichstädt in ihrem Kloster fließt (gewöhnlich Walburgisöl genannt), bei mir und bat den Kranken, dieß bewährte Heilmittel mit Vertrauen zu nehmen. Er that's, und an demselben Tage änderte sich der ganze Zustand des Kranken in so auffallender Weise, daß der Arzt im höchsten Erstaunen war und selbst äußerte, daß nicht Menschenkunst diese Wendung bewirkt habe“ (An Schlüter S. 115).

Bei all den mannigfachen Interessen, in welche Luise hier und bald darauf wieder in Berlin und in Ostpreußen hineingezogen wurde, blieb ihr Auge den großen Weltvorgängen aufmerksam zugewendet, und mit tiefem Seelenantheil folgte sie dem Gang der revolutionären Ereignisse und Gewaltthaten auf dem italienischen Kriegstheater, welche nach der Vertreibung der Fürsten bald auch den Kirchenstaat in Mitleidenschaft zogen. Fast in allen ihren Briefen klingt dieser Gegenstand wie eine vibrirende Saite an.

„Sie thun mir schweres Unrecht,“ antwortet sie dem Münsterer Freund<sup>1</sup> am 7. November 1859, „indem Sie annehmen, ich sei anderer Gesinnung als der französische Clerus in Hinsicht der unglücklichen italienischen Frage. Nein, der Brief des Bischofs von Orleans und alle dem ähnliche Aussprüche der französischen Bischöfe thun uns in der Seele wohl, und ich danke Gott dafür, daß Er durch diese Stimmen die Ehre der

<sup>1</sup> Briefe S. 117—118; vgl. 119—120. 124.

Kirche rettet und einen geistigen Damm um den Felsen Petri zieht. Die Männer der Kirche thun wol überall, was sie können (gewiß auch in dem unglücklichen Italien), aber Louis Napoleon heuchelt nur, als sei er gesonnen, die Rechte der Kirche zu schonen. Ich halte ihn für einen dämonischen Charakter. Durchbrechen kann er jenen Damm allerdings nicht, aber er sucht zu unterwühlen, und wenn auch das nicht geht, so greift er zur geistigen Luftschifferei, wie er im dießjährigen Kriege die physische leider mit Glück angewendet hat. Von Anfang an habe ich natürlich auf Oesterreichs Seite gestanden, wo das Recht unzweifelhaft stand; aber darum habe ich so viel gelitten über die Fehler und Kurzsichtigkeiten, die man auf dieser meiner Seite beging, und dann, daß wir Preußen nicht sogleich, alles frühere Unrecht vergessend, trotz der Kölnischen Zeitung und ihrer Anhänger dem bedrängten Bruder beistanden . . . Doch Gott wird auch dem armen Italien aus dieser heillosen Verwirrung (freilich erst nach schweren Strafen) helfen und hoffentlich die vertriebenen Fürsten zurückführen."

Im Spätherbst 1860 weilte sie auf dem Gute ihres Neffen in Großbarthen, dann bis Neujahr 1861 in Berlin, und noch drei Wochen in Pankow bei der Schwester „eingeschnit und eingefroren“, so daß sie nur „Sonntags zur heiligen Messe nach Berlin“ fahren konnte. Nach Wiedenbrück zurückgekehrt, schreibt sie von ihrer Klause aus an Apollonia Diepenbrock, 5. Februar 1861:

„Ich habe viel Schweres wieder durchgemacht auch außer den Leiden des Leibes; aber man kann nicht Alles so schreiben. Dazu ist meine Seele jetzt viel in Rom und Gaëta, auch in den Abruzzen oder wo sonst Recht und Wahrheit mit Füßen getreten und die besten Menschen erschossen werden. Ich bin leider nicht so fromm, daß ich mich über all den Jammer erheben und schon im Hinblick auf den künftigen Sieg des Guten froh sein kann; ich muß Alles mit durchleiden, als wäre ich dabei, und noch dazu die Betrübniß, daß unsere Verblendung

vor zwei Jahren so groß war, diese Dinge nicht kommen zu sehen; damals hätte man sie im Keim ersticken können, wie Du und ich es ja auch deutlich erkannten. O, wie Schade, mein Neppelken, daß wir nicht Regenten waren!!! Doch genug — wir müssen durch. Laß uns beten um Licht und Muth und Kraft für unsere Fürsten und ihre Heere und Regierungsgesetzten . . . Der gute Gerlach ist den Tod der Treue gestorben<sup>1</sup>. Die junge Königin von Neapel macht Bayern alle Ehre. Gott beschütze sie!" — Auch im folgenden Briefe kommt sie auf ähnliche Zeitbetrachtungen zurück, anknüpfend an ein Wort der Freundin, welche ihre Besorgniß darüber geäußert, daß nun für die Kirche eine Zeit der Verfolgung beginne.

Wiedenbrück, 23. Mai 1861. „Mein herzliebes Neppelken! Wir haben heut unsern Theil der ewigen Anbetung in der Pfarrkirche (die Patres haben den ihrigen am 2. Christtage), und da kannst Du denken, daß man wenig Zeit erübrigen kann zum Schreiben. Doch muß ich Deinen lieben Brief vom 22. Februar, den ich Dir tausendmal im Herzen beantwortet habe, endlich auch schriftlich beantworten. Vor Allem erst den herzlichsten Dank dafür; jedes Wort von Dir macht mir immer große Freude!

„Deine ernstesten Anschauungen über unsere Zeit und ihre Gefahren sind ganz die meinen. Gott helfe uns durch! Aber ich bin auch überzeugt, daß Er's thut. Die Kirche muß ja immer durch Leiden siegen wie Christus selbst. Wie rührend ist's, daß gerade in ihrer Erniedering und Demüthigung die wahre Mutter von den Geistern, in denen noch Kindesinn nicht ganz erstorben ist, erkannt wird. So von den Bulgaren

<sup>1</sup> Leopold von Gerlach, der geist- und wissprühende Bruder Ludwigs von Gerlach, und wie dieser Jugendfreund der Geschwister Hensel, geb. 1790, Generaladjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV., zog sich, bereits leidend, beim Leichenbegängniß des Königs eine Kopfrose zu, der er am 10. Jan. 1861, acht Tage nach seinem Gebieter, erlag.

vor einiger Zeit, so von unzähligen Protestanten überall, besonders in Pommern, Mecklenburg &c., von wo man nicht aufhört, seine Sympathien für Rom auszusprechen und zu beweisen. Du wirst auch gelesen haben, wie in der Diöcese Culm, die sonst etwas eingefroren schien, sich im letzten Jahre so sehr viele Protestanten zur Kirche bekant haben. Sie kommen Gott Lob von allen Seiten zur Quelle des Heils. Wenn ich jetzt noch meinen Jugendmuth hätte, würde ich mich freuen und aufjauchzen über alle Wetterstürme unserer bösen Zeit, die das Schifflein Petri schaukeln und umstürmen, weil ich doch weiß, daß ich sicher darin sitze und daß sie mit aller Wuth nur sich selbst schaden können. Aber ich bin jetzt sehr flügel-lahm. Es ist mir Alles zu viel, denn das Verlangen nach Ruhe und Behaglichkeit macht ohnehin mit dem Alter Fortschritte, besonders aber wenn man auch leiblich allerlei Gebrechen empfindet und sich mancher Sorge nicht erwehren kann in Bezug auf sich und Andere." —

Indeß, die „lahmen Flügel“ erstarkten doch immer wieder. Was seien all die kleinen weltlichen Sorgen? meint sie in einem andern Briefe. Der Mensch sei ja nicht für den kurzen Augenblick geschaffen, sondern für eine selige Ewigkeit, „gegen die doch alles Leid, das enden muß, so gar nichts ist“.

### 31. Der Tod des Bruders.

(1861. 1862. 1863.)

**H. Hensels letzte Tage. Stiftung der Schwester. Sorge für seinen Nachlaß. Reisen.**

Am 4. November 1861 hatte Professor Hensel im Straßengebränge Berlins durch eine menschenfreundliche Handlung einen Unfall erlitten, der, anfänglich nicht für gefährlich erachtet, drei Wochen später die Ursache seines Todes werden sollte. Indem er einen in der Leipzigerstraße vor einem Omnibus niederstürzenden Mann vor der Gefahr des Ueberfahrenwerdens rettete,